

Schrifttumsspiegel

Gesellschaft — Politik — Wirtschaft

begründet

von

Walter Heinrich

Schriftleitung: Hubert Verhönig

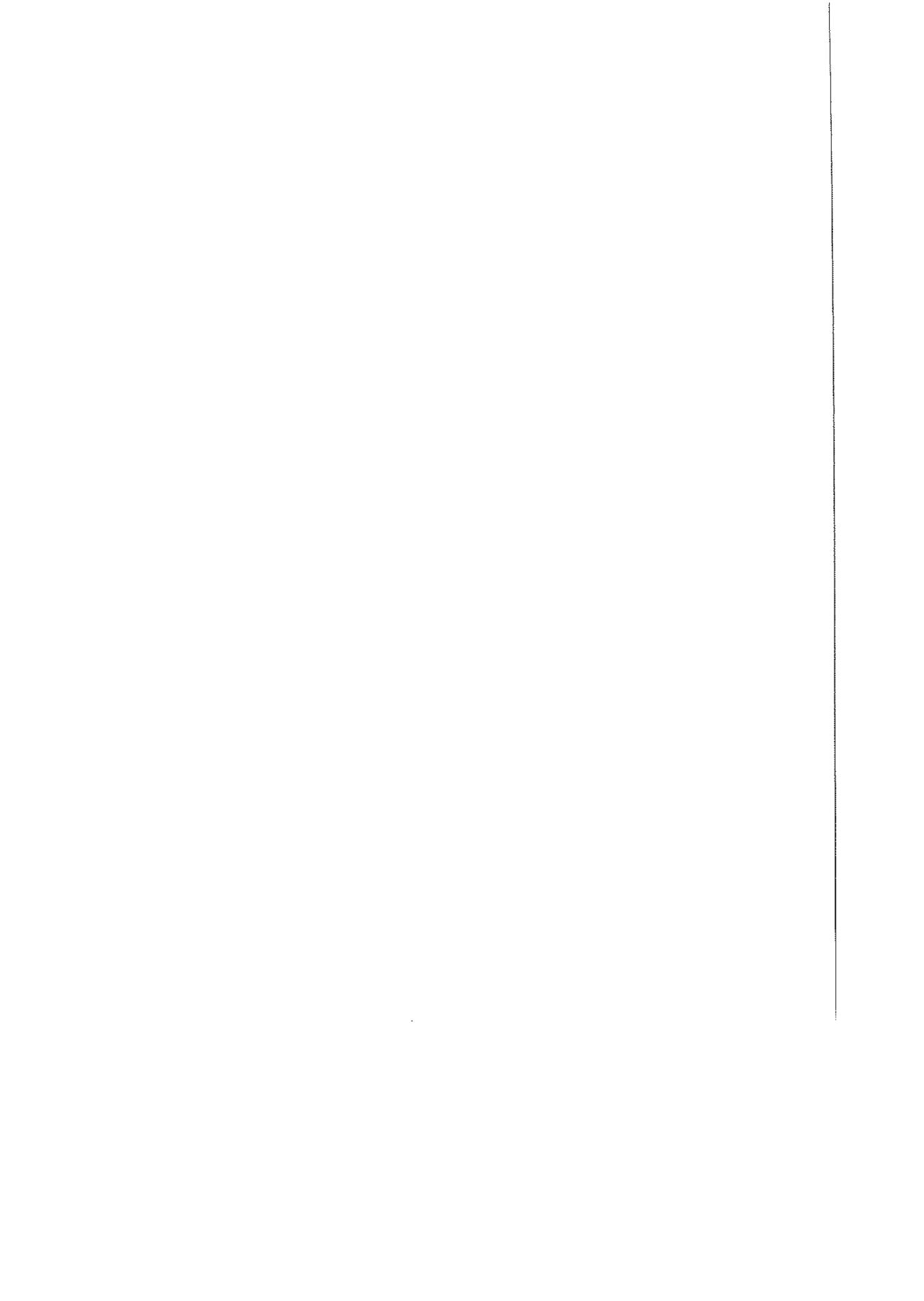
19. Jahrgang — Heft II — Wien 1989

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Gesellschaft für Ganzheitsforschung (Vorstand: o. Univ. Prof. Dkfm. Dr. J. Hanns Pichler), Schriftleiter: Dkfm. Dr. Hubert Verhönig, beide 1090 Wien, Augasse 2—6
(Wirtschaftsuniversität Wien), Telefon 34 05 25 Dw. 524.
Postsparkassenkonto Wien 7132.342, Postscheckkonto München 120.218.
Erscheint vierteljährlich. Jahresbezug: S 120,—/DM 18,—. Einzelheft: S 30,—/DM 4,50.
Druck: Buch- und Offsetdruck Robitschek & Co, 1050 Wien, Schloßgasse 10—12.

II/1989

INHALT

Helmut Rehder	
Evolution anders gesehen. Ein Beitrag zur Überwindung des Materialismus und zur Rechtfertigung des Vitalismus (A. Locker)	3
Herbert Kessler (Hg.)	
Humane Zukunft (E. Buchinger)	4
Bernhard Kilga	
Der Mensch im Bewußtseinswandel (E. Buchinger)	7
Adel Theodor Koury, Peter Hünermann (Hg.)	
Wer ist mein Nächster? Die Antwort der Weltreligionen (A. Rosenfeld)	7
<i>Wenn sich ein Volk die Erinnerung nicht rauben läßt . . .</i>	
Ugo Foscolo	
Letzte Briefe des Jacopo Ortis. Von den Gräbern (G.-K. Kaltenbrunner)	9
Ralf-Dieter Brunowsky	
Das Ende der Arbeitslosigkeit. Alternativen zum herrschenden Nichtstun (J. Erber)	10
Norbert Wagner, Martin Kaiser, Fritz Beimdiek	
Ökonomie der Entwicklungsländer (M. Kostner)	13
Rolf H. Gebauer	
Sozialökonomische Differenzierungsprozesse in der Landwirtschaft der Bundesrepublik Deutschland. Dimensionen, Determinanten, Implikationen (F. Stocker)	15
Gisela Tölle	
Zwischen Kral und Wolkenkratzer. Kenia sucht seinen Weg in die Zukunft (A. Rosenfeld)	19
Andrea Komlosy	
An den Rand gedrängt. Wirtschafts- und Sozialgeschichte des oberen Waldviertels (E. Kittel)	20
Bruno Kreisky	
Im Strom der Politik. Der Memoiren zweiter Teil (A. Rosenfeld)	23



Helmut Rehder

EVOLUTION ANDERS GESEHEN

Ein Beitrag zur Überwindung des Materialismus und zur Rechtfertigung des Vitalismus

Verlag Fr. Pfeil, München 1986, 68 Seiten

Die Anzeichen scheinen zuzunehmen, daß selbst Naturwissenschaftler sich nicht mehr dem evolutionistischen „Paradigma“ beugen, sondern es kritisch unter die Lupe nehmen. Ein neues Beispiel für diese „Trendwende“ ist das vorliegende Buch, das schon seiner Intention nach sympathisch wirkt. Der Autor, Botaniker an der Technischen Universität München, stellt die Frage, was eigentlich hinter dem so weit verbreiteten Wort „Selbstorganisation“ steckt und kommt, wie jeder, der sich denkerisch der Evolutionsproblematik nähert, darauf, daß hier bloß ein Täuschungswort manipulativ eingesetzt wird. Entschieden wendet er sich gegen die in der Naturwissenschaft heimisch gewordene Vorstellung, daß sich alle Geschehnisse der Natur letztlich durch Bewegung der Materie erklären lassen. Er geißelt die Denkbequemlichkeit, die diesem „Weltbild“ zugrundeliegt und weist entschieden darauf hin, daß aus dem Zufall, der allein die Evolution (wie sie von der Naturwissenschaft verstanden wird) steuern soll, nicht die große Planmäßigkeit der Organismenwelt hergeleitet werden kann. Viel Mut gehört dazu, dem so sehr im Bewußtsein (oder in der Überzeugung) der Naturwissenschaftler verwurzelten, doch dem Denken widerstreitenden Materialismus die allein dem Denken entsprechende Position entgegenzusetzen, nämlich die eines erneuerten Vitalismus. Eine wichtige, vom Autor dem materialistischen Naturwissenschaftler vorgehaltene Frage ist die nach dem Vorteil und der Verbesserung, die sich in der Evolution bemerkbar machen und für die in bloß materieller Existenz kein Grund anzugeben ist. Weiters kann der Naturwissenschaftler die Frage, wie aus Zufälligem Planmäßiges entstehen soll, nicht beantworten. Dennoch scheint ihn die „Erkenntnis“ zu beglücken, daß er selbst vom sinn- und planlosen Vorgang einer „Evolution“, also eines Werdens, dem nichts vorausgesetzt ist als Materie und Gesetze, hervorgebracht wurde.

Nach dem so offensichtlichen Scheitern einer materialistischen Naturwissenschaft ist es höchste Zeit, die Rückkehr zum schon von *Aristoteles* eingeführten Begriff der „Entelechie“ zu gewinnen. Von ihr aus gesehen, erfährt die bis jetzt allein betrachtete Richtung der Evolution eine Umkehrung: Nicht die Entwicklung von Materie — Leben — Geist ist das Primäre, sondern die Linie, die vom Geist (nämlich der Entelechie als einem übernatürlichen Faktor) zum unendlichen Gestaltungsreichtum der Organismenwelt und zur Wunderwelt der Mineralien und Kristalle führte. Der Beweis für die Existenz von Entelechien kann allein aus dem Umstand erbracht werden, daß auch dort, wo ein „Plan“ für die Evolution vom Wissenschaftler abgelehnt wird und er allein von durch die Mechanismen der Evolution zustandegebrachten Konstruktionen spricht, er zu deren Erfassung unwissenschaftlich etwas Planmäßiges voraussetzen muß. Es ist aber ganz unmöglich, eine für das Denken notwendige Voraussetzung für das Sein zu leugnen oder naiv umzuinterpretieren.

Im Hinblick auf die „Ergebnisse“ der „Evolutions-Forschung“ stellt der Verfasser fest, daß es sich sehr häufig um bloße Spekulationen handelt, die für reale

Resultate ausgegeben werden und als reine „Papiermodelle“ (wie ich sie nenne) jeder experimentellen Nachprüfung spotten. Dem vom Vorurteil des Evolutionismus nicht befangenen Blick bieten sich auch die Mutationen keineswegs als ungeplante Ereignisse dar, sondern sind Ausdruck „feinst aufeinander abgestimmter Arbeitsschritte“ im Evolutionsgeschehen. Das Leben (und wir selbst) sind „Glieder eines umfassend planenden Systems“, das freilich überzeitlich ist. Der Verfasser fordert den Leser auf, sich von evolutionistischen Zwangsvorstellungen freizumachen und anzuerkennen, daß die immaterielle Entelechie sich überall dort, wo sich die entsprechenden Bedingungen vorfinden, realisiert. Sie gleicht damit durchaus der übrigen Naturgesetzlichkeit, die, für sich unabhängig von Zeit und Raum, überall dort wirkt, wo Bedingungen ihr Wirken ermöglichen. Im Begriff der von *Goethe* herausgestellten „Urpflanze“ sieht der Verfasser dieses Prinzip am Werk, das als „Fließendes“ in allen Pflanzen wirkt und doch zugleich „Bleibendes“ ist. Nur zu gerne verdrängt der usuelle Naturwissenschaftler Fragen, deren rechtes Bedenken ihn zum Aufgeben seiner Einstellung veranlassen könnten. Wenn „Leben im höheren Sinn“ das Anfängliche ist, muß dann nicht über der Sphäre materieller Verursachung und der ihr übergeordneten Sphäre der Zwecke nicht noch eine Sphäre der „Selbstdarstellung“ angenommen werden, die in ihrer Zeichenhaftigkeit uns Menschen auf das allumfassende Leben hinweist? Sollte damit nicht ein Evolutions-Sinn erkennbar sein?

Dem Verfasser ist zu seinem Buch zu gratulieren und es ist zu wünschen, daß es weite Verbreitung findet. Zur Überwindung des (bis jetzt fast allgemein falsch gesehenen) Evolutions-Paradigmas könnte es wesentlich beitragen.

A. Locker

Herbert Kessler (Hg.)

HUMANE ZUKUNFT

Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung,
Band 10

Verlag Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V., Mann-
heim 1988, 424 Seiten

Humane Zukunft — ein ebenso anspruchsvoller wie vager Titel für 20 Abhandlungen, gegliedert in „Humane Zukunft“, „Weitere Beiträge“ und „Würdigungen“. Der umfangreiche Anhang gibt Auskunft über die Autoren dieses Bandes und über die vorhergegangenen Bände.

Die genannte Humboldt-Gesellschaft widmet dieses Buch *Hans Schaefer*. Von diesem stammt im Mittelteil ein bemerkenswerter Beitrag über Religion und Medizin im Wechselspiel. Glaube kann töten, schützen und heilen.

Gleichfalls mit der Leib-Seele-Einheit, einer zentralen Frage des Humanum, befaßt sich *Franz Vonessen*, verbunden mit seiner Theorie, daß Menschen Entscheidungen gerne ausweichen. Er erläutert die einschlägige Philosophiegeschichte mit der wechselnden Sicht des Verhältnisses von Leib und Seele. „Einheit von Leib und Seele, auf Grund der Einheit der Seele mit sich selbst, als höchste Lebensaufgabe!“ (203).

Otto Köhne schreibt über sein Hauptarbeitsgebiet, die „Polarität, Zum Sinngehalt des polar strukturierten Symbols“ (Yin-Yang), wobei er *Herbert Kessler* folgt. Wichtig ist die Unterscheidung von Symbol und Begriff, die jedoch „unverbrüchlich aufeinander bezogen sind“ (228). „Von jeher hat die Polarität als Symbol und als Inbegriff aller konkreten polaren Strukturen den Leib-Seele-Dualismus überwunden.“ (237). „Das Verhältnis Physis — Psyche stellt . . . ein Verhältnis steter, synergetischer Koexistenz — Kofunktion“ dar (239).

Die genannten drei Arbeiten an äußerlich zentralem Platz stellen den geistigen Höhepunkt des Buches dar.

Anschließend berichtet *Sepp Domandl* über „Wesen und Wirken des Schönen — Von Platon bis Hoffmannsthal“, einen auch in ferner Zukunft unverzichtbaren, „von der Menschheit errungenen Höchstwert“ (264), *Leni Neuenschwander*, zusammen mit *André Sutter* und *Brigitte Höft* über „Die Rolle der Frau in der Musik“, von *Sappho* bis zum zeitgenössischen „Wettbewerb für Komponistinnen“.

Die ausführlichen „Würdigungen“ stellen exemplarische Persönlichkeiten vor: *Clemens Menze* zeigt, wie *Wilhelm von Humboldt* die Ideale der Französischen Revolution teilte, gegenüber ihrer Verwirklichung aber sehr früh Zweifel und Kritik anbrachte. „Unausführbarer also als jedes mir bisher bekannte Projekt, unausführbarer selbst als Platos Republik wird mir ewig die Französische Konstitution scheinen . . . Was im Menschen gedeihen soll, muß aus seinem Inneren entspringen . . .“ (310). „Diese ‚Reife zur Freiheit‘ wird somit zum zentralen Begriff in Humboldts Theorie aller Reformen.“ (311) Maßgebliche Voraussetzung ist die Bildung des Menschen, die berücksichtigt, daß keiner dem anderen gleich ist.

Frank Orlowski widmet seinem „verehrten Lehrer“ *Erich Heintel* eine überschwengliche Laudatio und skizziert seine Lehre von den fundamentalphilosophischen Differenzen.

In dem Essay von *Rolf Hochhuth* über *Ernst Jünger* nimmt die Darstellung der Haltung *Jüngers* gegenüber dem Nationalsozialismus den meisten Raum ein.

Kurt Herberts, der erfolgreiche Unternehmer, wird von *Lothar Bossle* als Denker und Schriftsteller gewürdigt. Die Würdigung durch *Walter Becher*, den „letzten Assistenten des großen Ganzheitsphilosophen Othmar Spann“, wird erwähnt (367).

Der Beitrag von *Karl Rinner* geht gleichfalls auf eine Würdigung von *Kurt Herberts* zurück. *Rinner* steht der Technik positiv gegenüber. „Humanität und technischer Fortschritt“ — so der Titel —, deren Wege einander nicht kreuzen müssen, können zu gemeinsamen Zielen des Menschen führen. „Mit der Technik zu leben ist ein Problem der inneren Freiheit des Menschen, die Maß und Verzicht verlangt. Diese Freiheit ist ein wesentlicher Teil der Menschenwürde, die (nach Guardini) Normen anerkennt, die über der Macht des Menschen und den dadurch erreichbaren Zwecken liegen“ (125).

Nun aber zu den neben jenem *Rinners* übrigen Aufsätzen der ersten Gruppe, die dem Buchtitel entsprechend die Zukunft unter sehr verschiedenen Aspekten beleuchten sollen: *Hartmut Fröschle* gibt über die Geschichte des Zusammenlebens unterschiedlicher Völker in Kanada unter besonderer Berücksichtigung der

Deutschen einen interessanten Überblick. *Werner S. Nicklis* schreibt sarkastisch „Zur Naturgeschichte neuzeitlicher Gewißheitsformen“ über „Aufklärung und Expertokratie.“ Der Psychiater *Wolfgang Kretschmer* analysiert den psychisch-geistigen Ist-Zustand der Angst. Diese „kann nur im Rahmen der besonderen menschlichen Stellung in der Welt als unvollkommene Person verstanden werden“ (51). An die Stelle der Angst können nur Werte treten, die über das bisherige Leben hinausführen. „Der Glaube des Menschen an Werte ist zugleich ein Glaube an seinen Selbstwert“ (58). *Theodor Hanf* erläutert „Die politische Funktion des Erziehungswesens in kulturell segmentierten Staaten“ und hält fest, „daß Erziehung in allen Formen segmentierter Gesellschaften eher eine abhängige als eine bestimmende Variable darstellt“ (71). Ziel ist Konvivialität, das Anderssein soll als Bereicherung empfunden werden.

Tatsächlich mit der „Humanen Zukunft“ befassen sich *Gudrun Höhl*, und zwar aus der Sicht geographischer Landschaftsforschung, und *Oswald Hahn* mit deren betriebswirtschaftlichen Aspekten (Arbeitsverfahren, Arbeitsplatz, Arbeitsmenge in der Arbeitsumwelt; Betriebsklima, Marktbereich und Konkurrenz in den zwischenmenschlichen Beziehungen). „Was für den einen Mitarbeiter human ist, ist für den anderen inhuman“ (137). Der Betriebswissenschaftler betont unter anderem die Bereitschaft zum Dienen und die Praktizierung des ehrbaren Kaufmanns.

Hans-Dieter Schwind beurteilt die Zukunft der nächsten Generation aus kriminalpolitischer Sicht unter Beachtung von Familie, Medien, Schule, Arbeitslosigkeit und Wohnbedingungen unter dem Einfluß von Geschichtslosigkeit, Zukunftsangst und mangelndem Vertrauen in den Rechtsstaat eher pessimistisch. Auch Freizeit gehört zu den kriminalitätsbegünstigenden Faktoren.

Hervorzuheben ist der auf die BRD bezogene Aufsatz von *Elisabeth Lauschmann*: „Humane Zukunft — eine Herausforderung an die Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik“. „Wertewandel, bürokratisches Umverteilungssystem, Defizit an gesellschaftlichen Zukunftsperspektiven und das Mißverständnis, ‚materielle Wohlfahrt für sich allein genommen‘ könne genügen, bestimmen das Konfliktpotential . . .“ (147). Zunehmende Staatsverdrossenheit, Entsolidarisierungstendenzen, Zweiteilung des Menschen in den Berufsmenschen und den Freizeitmenschen sowie die Bewertung des technischen Fortschritts werden behandelt. Kritisch steht die Autorin tarifvertragsrechtlichen Regelungen gegenüber sowie dem „Wohlfahrtsstaat“. „Die Regeln der Verteilung des Wohlstandes dürfen dessen Entstehung nicht behindern“ (160). Breit angelegte Perspektiven für die Zukunft betreffen die Komplementarität von Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik, das Bildungswesen, den Umweltschutz und gesellschaftliche Daten als Wissen für die Politik.

Einen Blick in die Zukunft bringt auch *Lothar Bossle* in seinem faszinierenden Beitrag über die Postmoderne im Abendland, welche er vor allem als Vakuum erkennt, das auf eine Füllung wartet.“ . . . kommunistische und faschistische Ideologien siegen niemals dank ihrer Überzeugungskraft, sondern sind die Nutznießer demokratischer Auszehrungen“ (183). „Liberalismus und Sozialismus können einer abendländischen Zukunft kein Gepräge geben. Aber auch das Christentum allein hat weder die Kraft noch die Möglichkeit . . . Nicht Theoretiker haben bis jetzt das Abendland vor dem Untergang gerettet, sondern schlichtweg Menschen, die sich die Gestaltung ihres Lebens nicht nehmen lassen wollen“ (187).

„Kultur als politische Gesittung wäre indessen auch in der Postmoderne vonnöten“ (185). Der Verfasser plädiert für eine Synthese mehrerer Ideenströme in einem „Dritten Weg“. „Dieser Dritte Weg kann nur in einer Verbindung zwischen Sozialer Marktwirtschaft als Ausformung des Ordoliberalismus und einer Wirtschaftsethik im Sinne christlicher Soziallehren liegen“ (188).

E. Buchinger

Bernhard Kilga

DER MENSCH IM BEWUSSTSEINSWANDEL

2. verbesserte Auflage, Hermann Böhlaus Nachf., Wien-Köln-Graz 1986,
192 Seiten

Bernhard Kilga schrieb vor kurzem „Zur Situation des modernen Denkens“ (ZfG III/1988) und war schon früher in der ZfG hervorgetreten: III/1970 „Entstehung und Wandel des geschichtlichen Bewußtseins und seine Bedeutung für die Gegenwart“, IV/1974 „Probleme des modernen Denkens“, I/1983 „Der Wandel des Bewußtseins“. Letzteres war eine Wiedergabe der Grundgedanken seines 1981 erschienenen Buches „Der Mensch im Bewußtseinswandel“, welches nun 1986 eine zweite Auflage erfuhr. Die erste wurde von *Dominik Mach* im Schrifttumsspiegel I/1983 ausführlich besprochen. Deshalb seien hier nur die wesentlichen Stichworte wiederholt: „Neue Rolle der Zeit, Verzeitlichung — Rolle der Zeit im psychischen Bereich — Die Bewußtwerdung — Die Individualisierung — Rationalisierung — Die Säkularisierung“.

„*Kilga* hat uns mit seinem Werk eine sorgfältige Analyse der Zeit gegeben und die Wurzeln der Krise vom Anfang der europäischen Geschichte aufgezeigt. Er hat eine sorgfältige, gründliche und tiefe Diagnose gegeben, bleibt aber die einzuschlagende Therapie im wesentlichen schuldig“ (*Dominik Mach*, a.a.O.). Hiezu sei auf das „Zwischenkapitel, Rückblick und Vorschau“ verwiesen: „Einen entscheidenden Einfluß auf das Ablaufgeschehen erlaubt dem Denkenden und Handelnden jedoch die Möglichkeit, die in den Veränderungsprozessen jeweils auftretenden neuen Elemente zu bewerten und entsprechend zu verwenden“ (161).

Abschließend sei auf ein weiteres Buch des Autors hingewiesen: Das Religiöse — Der Mensch als Werkzeug der Transzendenz, Wien 1970.

E. Buchinger

Adel Theodor Khoury/Peter Hünermann (Hg.)

WER IST MEIN NÄCHSTER?

Die Antwort der Weltreligionen

Herder Taschenbuchverlag, Freiburg im Breisgau 1988, 160 Seiten

Mit dem Titel dieses Buches wird der Inhalt nur angedeutet. Es handelt sich eigentlich um die Darlegung der Haltung der einzelnen Weltreligionen zur gesamten

Menschheit. Hinduismus, Buddhismus, Judentum, Islam und Christentum werden nach diesem Gesichtspunkt beurteilt, wobei der Haltung der jeweiligen Religionsgemeinschaft zu den Fernstehenden besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Die Darlegungen über den Hinduismus stehen unter der Überschrift „Das Kastensystem des Hinduismus“. Hier geht der Autor *Peter Hünermann* von der geschichtlichen Entwicklung zum Kastensystem aus, kommt dann zur Unterscheidung zwischen Heiligem und Profanem und gelangt schließlich zum Ergebnis, daß im Kastensystem des Hinduismus religiöse, gesellschaftliche und wirtschaftliche Faktoren aufs engste miteinander verflochten sind und sich gegenseitig bedingen (49). Außerdem wird die Kontinuität der indischen Kultur der integrativen Kraft des Kastensystems zugeschrieben (58). Indem man in eine Kaste hineingeboren wird, ergibt sich kein religiöses Problem zu den Fernstehenden. Daran ändert auch nichts die vom Autor genannte Offenhaltung der Möglichkeit, Kastenbildung als allgemein menschliche Verhaltensweise zu erkennen (58).

Eduard Meier hat das nächste Kapitel unter der Überschrift „Die Nächstenliebe im Buddhismus als Übung der Güte“ verfaßt. Die Güte als Richtlinie zum Umgang mit allen Wesen — nicht nur mit den Menschen — ist nämlich eine der 4 Meditationen, die zu den Hauptforderungen im Buddhismus gehört. Damit wird die Lehre über die Apersonalität des menschlichen Wesens sozusagen unschädlich gemacht.

„Toleranz, Solidarität, Liebe — Stimmen aus dem jüdischen Volk“ ist die Überschrift des von *Dieter Vetter* verfaßten nächsten Kapitels. Der Autor geht dabei von der — nach jüdischer Lehre — Einzigartigkeit aller Schöpfungen Gottes aus — „Gott tut nicht zweimal das gleiche Ding“ (83). Unter diesem Gesichtspunkt ist auch bereits der Ansatz zur Universalität gegeben, der dem Judentum zueigen ist.

Adel Theodor Khoury stellt das nächste Kapitel unter die Frage „Wer ist für den Muslim sein Nächster?“ Er weist dabei auf das sich aus dem Ein-Gott-Glauben wohl ergebende Gemeinschaftsgebot hin, das aber in Anbetracht der nicht einheitlichen Zugehörigkeit zur muslimischen Gemeinschaft in abgestufter Form gefordert wird.

Schließlich erörtert *Peter Hünermann* im letzten Kapitel „Die Gabe und Weisung christlichen Glaubens“. Ausgangspunkt dieser Erörterung ist das Evangelium vom Samariter, der den Nächsten in seine Obhut nimmt, worauf *Jesus* sagt: „Geh hin und tu das Gleiche!“ (141) Nun meint der Autor, daß diese Forderung keine Neuheit gegenüber dem Alten Bund darstellt, daß aber *Jesus* die Erfüllung dieses Gebotes lebt (141). Daher sei auch *Jesus Christus* als unser Nächster zu betrachten. Was die Forderung nach Nächstenliebe in unserer Zeit betrifft, so verweist der Autor auf die im Zweiten Vatikanischen Konzil veröffentlichte Pastoralkonstitution als allgemeine Richtlinie.

Die Autoren haben somit einen immerhin grundsätzlichen Einblick in die pastoralen Aspekte der Weltreligionen gegeben. Wer sich mit dem humanen Wissensbereich befaßt, wird immer wieder auf das Phänomen der Weltreligionen zurückkommen müssen und kann im vorliegenden Werk Bausteine für die Vervollständigung seines Weltbildes finden.

A. Rosenfeld

Wenn sich ein Volk die Erinnerung nicht rauben läßt . . .

Ugo Foscolo

LETZTE BRIEFE DES JACOPO ORTIS. VON DEN GRÄBERN.

Mit einem Nachwort hrsg. von Hanno Helbling

Winkler Verlag, München 1989, 248 Seiten

In Italien gilt *Foscolo* (1778 bis 1827) als literarischer Klassiker und vaterländischer Heros. In kaum einem anderen Land Europas ist ja die Geschichte der Poesie so unmittelbar mit der politischen Geschichte verknüpft wie in Italien. Diese Einschätzung *Foscolos* bezeugen allein schon die ungezählten Straßen und Plätze, die in seiner Heimat nach ihm benannt sind. Wie sich von selbst versteht, enthalten alle maßgebenden italienischen Lyrik-Anthologien einige seiner Gedichte, insbesondere auch das „Von den Gräbern“, das dem vorliegenden Band zweisprachig beigegeben ist. Vielleicht trägt dieses hervorragend edierte Buch dazu bei, das *Ugo Foscolo* allmählich auch in Deutschland als Dichter von Rang erkannt wird. Ungeachtet seiner ausgeprägten Italianität ist er ein äußerst europäischer Autor: der Vater war Venezianer, seine Mutter eine Griechin, aufgewachsen ist er in der dalmatinischen Küstenstadt Split und gestorben in England, nachdem zuerst die Schweiz sein Exil gewesen war.

Foscolo ist ein Zeitgenosse der französischen Revolution, der Napoleonischen Kriege, des Untergangs der aristokratischen Republik Venedig, der Restauration, des Klassizismus wie der Romantik, vor allem aber auch der beginnenden nationalen Bewegung in Italien und ganz Europa. All dies spiegelt sich wider in seinem von *Goethes* „*Werther*“ beeinflussten Roman „*Letzte Briefe des Jacopo Ortis*“. Die Grundstimmung der beiden Werke ist gleich; ebenso weist die Haupthandlung viele Ähnlichkeiten auf. Doch *Foscolos* „*wertherisierende*“ Liebesgeschichte spielt sich vor einem konkreten weltpolitischen Hintergrund ab: dem Friedensschluß von Campoformio und der nationalen Enttäuschung der italienischen Patrioten, die nun erkennen müssen, daß *Napoleon* kein Freiheitsbringer ist, sondern ein Eroberer und Tyrann. Jacopo, die männliche Hauptgestalt, leidet nicht nur an der Unerfüllbarkeit seiner privaten Neigung zu einem Mädchen, das bereits mit einem andern verlobt ist, sondern auch an der Ohnmacht seines unterdrückten Vaterlandes. Der Weltschmerz hat hier neben der intimen auch eine nationale Dimension. Hierin gleicht Jacopo Ortis weit mehr dem Hyperion von *Hölderlin* als dem *Goethe'schen* *Werther*. Auch die Hinwendung zu den Dichtern vergangener Zeitalter, zu *Dante*, *Petrarca* und *Alfieri*, erweist sich in diesem Kontext nicht als weltflüchtiger Ästhetizismus, sondern als vaterländische Rückbesinnung auf die bleibenden Quellen italienischer Größe. Immer wieder taucht das Motiv des Grabes auf, der Wunsch nach dem Frieden der Toten. Aber auch diese Einstellung hat wenig mit der thanatophilen Wollust etwa eines *Novalis* zu tun, sehr viel aber mit der Haltung der antiken Stoiker zum Tod und insbesondere zum Selbstmord. Christliche Jenseitsvorstellungen sind *Foscolo* fremd. Er huldigt einer von männlicher Resignation geprägten Naturreligiosität und dem Kult der Großen Mutter Italia.

Der Nationalismus des 19. Jahrhunderts — das erkennt man auf fast jeder Seite des Romans — ist nicht nur eine politische, sondern eine religionsgeschichtliche Erscheinung, vielleicht die einzige breitenwirksame religiöse Innovation Euro-

pas seit dem Sieg des Christentums. Man kann sie wohl auch als einen zweideutigen und mit vielen Hypothesen belasteten Versuch der Rückgängigmachung der neuzeitlichen Entzauberung der Welt interpretieren. Wie jede Religion, hat auch der Nationalismus seine Altäre, Feste und Riten. Die Liturgie des Vater- oder Mutterlandes tritt an die Stelle der heiligen Messe. Bevorzugter Kultort sind schon bei *Foscolo* die Gräber — sowohl im Roman als auch in dem großen Gedicht.

Der Hymnus hat ebenfalls einen zeitgeschichtlichen Bezug: das Edikt *Napoleons* von 1804, demzufolge sämtliche Grabsteine gleich hoch zu sein hätten und deren Inschriften behördlicher Prüfung unterlägen. Diese Verfügung veranlaßt den ungläubigen Neuheiden *Foscolo*, über den Sinn des Toten- und Gräberkultes zu meditieren. Das Ergebnis ist ein großartiges, von Ferne an einen Gesang *Pindars* erinnerndes Poem, eine von weltgeschichtlichen Betrachtungen und philosophischen Reflexionen erfüllte Lyrik. Sie gipfelt in der Vision der Gräber *Michelangelos*, *Machiavellis* und *Galileis* in der Kirche Santa Croce zu Florenz, wo später *Foscolo* selbst bestattet wurde. Die Toten bedürfen nicht des Kultes und auch nicht unserer Tränen. Aber für die Lebenden ist der Gräberkult das Unterpfand der Kultur, sozusagen materialisierte kollektive Erinnerung. Dies gilt insbesondere für gedemütigte und von Fremdherrschaft bedrückte Völker. Auch der Verlust staatlicher Unabhängigkeit läßt sich verschmerzen, wenn sich ein Volk nicht die Erinnerung rauben läßt. Solange es seiner ruhmreichen Vergangenheit eingedenk ist, ist es nicht verloren. Erinnerung ist der Grund der Hoffnung, so wie im griechischen Mythos Mnemosyne, die Göttin des Gedächtnisses, als Mutter der Musen erscheint. Sinn des Totenkultes ist die erinnernde Weitergabe von Beispielen menschlicher Größe. Und der Dichter erweist sich geradezu als Priester dieses der Macht des Vergessens entgegengesetzten Kultes.

Das ist die Botschaft *Foscolos*, die nicht nur für das italienische Risorgimento des vorigen Jahrhunderts gilt, sondern auch in unseren Tagen fast weltweit ihre Entsprechungen und Belege hat, in Ost und West und Süd, wohin wir blicken. Mit *Leopardi* und *Manzoni* bildet *Foscolo* das Dreigestirn der großen Literatur Italiens im 19. Jahrhundert. *Goethe* selbst hatte vor, einiges von ihm ins Deutsche zu übersetzen. Die Ausgabe des Winkler Verlags gibt uns spät, aber hoffentlich nicht zu spät, endlich Gelegenheit, durch eigene Lektüre zu prüfen, ob der alte *Goethe* auch in diesem Fall mit seiner Würdigung eines ausländischen Dichters Recht gehabt hat.

G.-K. Kaltenbrunner

Ralf-Dieter Brunowsky

DAS ENDE DER ARBEITSLOSIGKEIT
Alternativen zum herrschenden Nichtstun
Verlag Piper, München-Zürich 1988, 188 Seiten

„Es ist eine Schande, daß eine der reichsten Industrienationen der Welt nicht in der Lage ist, allen Bürgern Arbeit zu verschaffen“ (7). Wie das Problem der Arbeitslosigkeit in der Bundesrepublik Deutschland ein für allemal gelöst werden könnte, zeigt uns *Ralf-Dieter Brunowsky*, Volkswirtschaftler und stellvertretender Chefredakteur der „WIRTSCHAFTSWOCHE“ in diesem seinem neuesten Buch.

Da auch Österreich vor ähnlichen Beschäftigungsproblemen steht wie die Bundesrepublik, könnten auch hier seine teilweise unkonventionellen Vorschläge in die Tat umgesetzt werden. Teilzeitarbeit, Privathaushalt, Umweltschutz und Selbständigkeit könnten Arbeitsplätze schaffen, „wenn nicht überkommene Ideologien und die Privilegien bestimmter Interessensgruppen im Wege stünden“ (8).

Im 1. Kapitel „Viel geforscht, wenig gelernt“ versucht der Autor, anhand von Statistiken nachzuweisen, daß die Beschäftigungsprogramme der Politiker Unsummen von Geld verschlingen, aber auf Dauer für die Reduzierung der Arbeitslosigkeit sehr wenig erreicht haben. Solche Programme sind z.B. Arbeitsbeschaffungs-, Umschulungs- und Rehabilitationsmaßnahmen, Kurzarbeit, Überbrückungshilfen, Lohnkostenzuschüsse, Sprachförderung von Aussiedlern, Vorruhestandsregelungen etc. „Die Beispiele zeigen, wie schnell Geld zum Fenster hinausgeworfen werden kann, aber auch, wie hilflos die Bundesregierung, die Arbeitsmarktforscher, die wirtschaftswissenschaftlichen Institute, die ganze Gesellschaft dem Problem Arbeitslosigkeit gegenüberstehen“ (17).

Der Autor ist überzeugt, daß „mehr Selbständigkeit mehr Arbeitsplätze“ schafft (2. Kapitel). „Als die soziale Marktwirtschaft 1950 noch ein Wirtschaftswunder vor sich hatte, waren 3,2 Millionen Bundesbürger selbständig . . . Bis 1960 war die Zahl der Selbständigen noch auf 3,24 Millionen gestiegen, dann schrumpfte sie immer dramatischer bis 1981 auf 2,351 Millionen . . .“ (45 f). Ein Hoffnungsschimmer bestehe darin, daß die Zahl der Selbständigen seit 1982 wieder ansteigt und es 1985 immerhin 2,431 Millionen Selbständige gab. „Selbständige haben eine größere Chance . . . Das durchschnittliche Nettoeinkommen eines Selbständigenhaushaltes lag 1983 mit fast 9.800 Mark weit über den Durchschnittseinkommen aller anderen Haushalte“ (47). *Brunowsky* weist auf die interessante Tatsache hin, daß Klein- und Mittelbetriebe per saldo mehr Beschäftigungsgewinne ausweisen als ein Teil der Großbetriebe. Der Weg zur Selbständigkeit ist jedoch nicht leicht, weil „überkommene“ Handwerksregeln jedem ein Bußgeld oder Betriebsschließung androhen, „wenn kein Meister vorhanden ist“ (74). Beim Handwerk müßte man „alte Zöpfe abschneiden“. Dagegen könne man von den USA lernen, wo viele Arbeitsplätze durch den leichteren Zugang zur Selbständigkeit geschaffen wurden und werden. Der Autor beklagt, daß sich die gesetzlichen Ladenschlußzeiten in der Bundesrepublik als Beschäftigungsbremse erweisen. Als z.B. in Schweden am 1. Jänner 1972 alle gesetzlichen Vorschriften über die Ladenschlußzeiten ersatzlos abgeschafft wurden, war die Wirkung für Kunden, für den Arbeitsmarkt und für die Besitzer kleiner Läden enorm. „Auf einmal stieg die Zahl der Nachbarschaftsläden, motorisierte Läden eingeschlossen“ (81). Obwohl das fehlende Kapital für viele Existenzgründer das größte Hindernis ist, hält *Brunowsky* Subventionen für schädlich und lehnt sie ab, weil sie „direkt das Preisgefüge in der Konkurrenz zu bestehenden Betrieben“ verzerren. „Der weitaus bessere Weg ist die Deregulierung“ (89).

Das 3. Kapitel „Maschinen bedienen: ja — Menschen bedienen: nein?“ befaßt sich mit den Problemen unserer Dienstleistungsgesellschaft. Obwohl in manchen Kreisen das Bedienen eines Menschen schon fast als „Defekt“ gelte, werde Bedienen dennoch Mode. „Die Dienstleistungsrevolution ist auch bei uns voll im Gange“ (95). Der Anteil des „Tertiären Sektors“ (weitestgehender Überbegriff für Dienstleistungen) wächst überproportional. Sein Anteil an der Zahl der Beschäf-

tigten erhöhte sich in der Bundesrepublik Deutschland von 1960 bis 1984 von 38,4 Prozent auf 53,1 Prozent (97). Im Vergleich zu den USA gilt dieser Wert als „noch ziemlich rückständig“, wo der Anteil des Tertiären Sektors 64,0 Prozent beträgt. Daher müsse nach Ansicht des Autors die Ausbreitung des Dienstleistungsbereiches gefördert werden, weil dieser Bereich einerseits per saldo umweltfreundlicher, andererseits beschäftigungsintensiver sei (100). Arbeitsplätze könnten zusätzlich durch mehr freie Berufe und mehr Tele-Arbeit geschaffen werden. Das Standesrecht, z.B. bei Rechtsanwälten, Wirtschaftsprüfern und Steuerberatern behindert die internationale und berufsfeld-überschneidende Beratung, die in anderen Ländern üblich ist; die Berufsregeln der Kammer wie im Handwerk wachen eifertüchtig darauf, „daß jeder Schuster bei seinem Leisten bleibt: Der umfassende Beratungsbedarf international orientierter Unternehmen steht in völligem Gegensatz zu dem kleinkarierten System von ‚Vorbehaltsaufgaben‘, die jeweils nur von Steuerberatern, Wirtschaftsprüfern oder Rechtsanwälten ausgeführt werden dürfen“ (102). Dadurch würden im internationalen Beratungsgeschäft ausländische — vor allem amerikanische — Dienstleistungsgesellschaften dominieren.

Im Zeitalter des Computers könnten durch mehr Tele-Arbeit zusätzlich Arbeitsplätze geschaffen werden, weil immer weniger Tätigkeiten auf dem „Grundstück“ der Firma ausgeführt werden müssen. Als qualifizierte Tätigkeitsfelder im Bereich der Tele-Arbeit werden u.a. Programmieren und sonstige EDV-Tätigkeiten, Zeichnen und Konstruieren, Dolmetschen und Übersetzen, die Arbeit von Richtern, Rechtsanwälten und Hochschullehrern sowie Marketing, Design, Auto-rentätigkeiten u.a.m. angesehen (103). „Viele dieser Arbeiten sind zugleich neue Marktchancen für Existenzgründer im Dienstleistungssektor“ (104).

In einem eigenen Abschnitt weist *Brunowsky* darauf hin, daß Sozialaufgaben in Form von ehrenamtlichen Tätigkeiten wie Nachbarschaftshilfe, Hausfrauenarbeit, Sozialstationen mit Selbsthilfegruppen etc. zu begrüßen seien, aber keine Entlastung des Arbeitsmarktes brächten: „Mir geht es um Arbeit, die auf Einkommen ausgerichtet ist“ (105). Umfragen haben ergeben, daß etwa eine Million Haushalte in der Bundesrepublik Deutschland als private Arbeitgeber in Frage kämen. Es würden z.B. Klavierlehrer, Gärtner, Babysitter, Bedienerinnen, Nachhilfelehrer usw. vermehrt beschäftigt werden, wenn die Kosten hierfür von der Steuer abgesetzt werden könnten. Durch eine solche Steuerabsetzung würde nämlich die Schwarzarbeit im Bereich der Privathaushalte vermindert werden.

„Arbeitszeitverkürzung durch Teilzeitarbeit“ (4. Kapitel) soll die Arbeitslosenziffer senken helfen, denn die Teilzeitarbeit ist „das bei weitem wirksamste Instrument gegen Arbeitslosigkeit. Nicht nur, um den 270.000 (Dez. 87) Teilzeitarbeit suchenden Arbeitslosen Stellen zu verschaffen. Vielmehr deshalb, weil durch richtige Modelle über 1 Million Vollzeitarbeitsplätze geschaffen werden können. Teilzeitarbeit ist die moderne Form freiheitlicher Arbeitszeitpolitik“ (119). Der Autor kritisiert, daß die Gewerkschaft der Teilzeitarbeit gegenüber negativ eingestellt ist. Zusätzliche Arbeitsplätze würden durch Erleichterung befristeter Beschäftigung und der Zeit- bzw. Leiharbeit entstehen. Die Arbeitgeber verweisen immer wieder auf die Beschäftigungseffekte infolge Flexibilisierung der Arbeitszeit vor allem im Dienstleistungssektor und auf Ebene der Klein- und Mittelbetriebe. Da in den nächsten Jahren eine Erhöhung der Frauenerwerbsquote zu erwarten ist, wird der Teilzeitbeschäftigung eine Schlüsselrolle auf dem Arbeitsmarkt

zukommen (135). Obwohl umfassende Untersuchungen ergeben haben, daß ein Großteil der berufstätigen Frauen eine Teilzeitarbeit wünschen, ist es eine überkommene Gewerkschaftsideologie, „die unterstellt, daß Frauen unfreiwillig Teilzeit arbeiten“ (138). Teilzeitarbeit — die wichtigsten Formen sind heute die traditionelle Halbtagsarbeit, Teilzeitschichten, Block-Teilzeitarbeit, variable Teilzeitarbeit, Partner-Teilzeitarbeit (Job-Sharing) — wird nicht nur von vielen Arbeitnehmern gewünscht, sondern bringt den Unternehmern per saldo Kostenvorteile und schafft zugleich zusätzliche Arbeitsplätze, wie eine Untersuchung der renommierten amerikanischen Unternehmensberatungsgesellschaft *McKinsey* ergeben hat (141).

Im 5. Kapitel „Umweltschutz schafft Arbeitsplätze“ weist *Brunowsky* darauf hin, daß für die Umweltsanierung ein riesiger Bedarf besteht; z.B. müßten in den Städten die vielfach überalterten Abwasserkanäle erneuert werden. Vor allem auf die Bauwirtschaft hätte die dringende Sanierung von „Altlasten“ direkte Auswirkungen. Gerade arme Städte mit hoher Arbeitslosigkeit würden Umweltschutzinvestitionen benötigen (157).

Im Schlußwort faßt der Autor seine wichtigsten Thesen zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit nochmals zusammen, welche bei den Vertretern des Staates, den Gewerkschaften und den Interessenverbänden der Wirtschaft noch für Diskussionen sorgen werden, besonders aber seine These, daß die Chancen zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit steigen, wenn die Arbeitsplätze *unsicher* sind. Auch wenn man manche Ansichten *Brunowskys* nicht teilt, so ist dieses Buch doch „Pflichtlektüre“ für jeden, der einen Beitrag für das Ende der Arbeitslosigkeit leisten kann und will.

J. Erber

Norbert Wagner, Martin Kaiser, Fritz Beimdiek

ÖKONOMIE DER ENTWICKLUNGSLÄNDER

UTB 1230, Gustav Fischer Verlag, 2. Auflage, Stuttgart 1989, XVI + 312 Seiten

Immer häufiger werden die „Reichen“ der Welt mit den Problemen der „armen“ Hälfte konfrontiert, ständig wächst auch das Interesse an Fragen, die letztendlich gemeinsamen Ursprungs sind und daher gemeinsamer Lösungen bedürfen. Für den Interessierten, den Laien wie den Fachmann, ist daher ein in diese Thematik einführender Text begrüßenswert. Dabei ist nicht nur im deutschen Sprachraum ein Mangel an gutem Material zu beklagen. Diesen Mangel zu beheben, stellt sich der rezensierte Band zur Aufgabe. Mit Empirie angereichert, soll die „Ökonomie der Entwicklungsländer“, der Problembereich Wirtschaft, dem Leser verständlich nähergebracht werden.

Die ersten Kapitel vermitteln den Eindruck einer entwicklungsökonomischen Arbeit; so wird im Kapitel 2 der Begriff „Entwicklung“ definiert, sodann eine Einteilung der Entwicklungsländer nach verschiedenen Kriterien getroffen. Durch die Höhen und Tiefen entwicklungsrelevanter Theorien verschiedener Disziplinen führt anschließend Kapitel 3. Deutlich zutage kommt, wenn auch nicht explizit angesprochen, die verwirrende Vielfalt möglicher Interpretationen des Entwicklungsprozesses.

Explizites Ziel des vorliegenden Bandes ist es unter anderem, die Bedeutung der internationalen Wirtschaftsbeziehungen für die wirtschaftliche Entwicklung der Länder der Dritten Welt aufzuzeigen. Diesem Anspruch werden die Kapitel 4 und 5 gerecht — allerdings fühlt sich der Leser eher in den Bereich der Außenwirtschaftstheorie versetzt. Im Kapitel 6 werden zum Abschluß die Möglichkeiten nationaler Wirtschafts- und Entwicklungspolitik in Bereichen wie Wirtschaftsordnung, Entwicklungsplanung und Programmierungsmethoden erörtert.

Die Bedeutung der hier diskutierten Bereiche für die Entwicklung der Länder Afrikas, Asiens und Lateinamerikas soll nicht in Abrede gestellt werden, auch erheben die Verfasser keinen Anspruch auf vollständige Abdeckung entwicklungsrelevanter Fragen. Der Umfang der Analyse — gerade der Bereiche „Internationaler Handel“ und „Internationaler Kapitaltransfer“ (rund die Hälfte des Bandes) — macht jedoch die Einordnung in den Bereich der Entwicklungsökonomie eher fragwürdig. Die besonderen Charakteristika dieser Länder treten dann viel eher in anderen Problemfeldern (wie Landwirtschaft, Bildung, Armut, Bevölkerungswachstum) zutage; umso mehr schmerzt der Verzicht auf eine ausführliche Behandlung dieser Themen.

Wohl finden sich zu diesen „weicheren“ ökonomischen Fragen (meist allzu kurze) Antworten, wie etwa in der Diskussion um eine „gerechte“ Einkommensverteilung. Der Leser vermisst jedoch hier wie auch an anderen Stellen den im einleitenden Kapitel versprochenen empirischen Bezug. (Zudem sucht er vergeblich nach der auf S. 232 angekündigten Tabelle 6.1, die eine Klärung der theoretischen Darstellung bringen soll.) Es stellt sich jedoch nicht nur die Gewichtung der einzelnen Bereiche als etwas zweifelhaft heraus, auch die Präsentation des Inhalts ist nicht gerade durchgängig so gestaltet, daß der interessierte Laie den verschiedenen Konzepten folgen könnte.

Die Verfasser geben im Kapitel 3 einen umfassenden Überblick über die Entwicklungstheorien der letzten 40 Jahre, leider beschränkt auf 43 Seiten. Daß die Fülle an dargebrachter Information nicht ohne weiteres verarbeitet werden kann, mag wenig verwundern. Ebenfalls erstaunt, warum — wenn ohnehin bereits mit Inhalt angereichert — im Kapitel 3 kein Raum für die *Marx'sche* Stufentheorie verbleibt; gerade im Hinblick darauf, daß *Rostow* seine Stufentheorie als „non-communist manifesto“ ansieht, als subtile, entwicklungspolitisch relevante Strategie in den 1950er Jahren.

Nicht gerade gelungen ist — in Verbindung mit einigen mathematischen und graphischen Ungenauigkeiten — die Darstellung der Wohlfahrtseffekte des Außenhandels (87 ff.). So vermag wohl nur mehr der Fachmann die Information der Fußnoten 2 und 4 auf S. 88 herauszufiltern. Zudem sind mit U_1 und U_2 in Abbildung 4.2 (89) wohl eher soziale denn individuelle Indifferenzkurven gemeint. Dem Leser verbleibt somit in manchen Fällen nur ein den Verfassern ähnliches Vorgehen: Es nicht allzu genau zu nehmen.

Die Konzentration auf ökonomische Ursachen bei der Herausarbeitung verschiedener Verschuldungsfaktoren (211 ff.) wäre kein Grund zur Überraschung, die Argumentation folgt der durchgängigen Linie des Bandes. Allerdings verwundert es, daß dieser Band nicht nur in den Bereich „Wirtschaftswissenschaften“ eingliedert, sondern auch der „Politologie“ zugeordnet ist. In diesem Falle wäre es

durchaus interessant, näheres über Kapitalflucht, Importe von Luxusgütern etc. zu erfahren.

Leider verbleibt auch das so brisante Kapitel 5.5.4 (Lösungsansätze zur Auslandsverschuldung) im Bereich „harter“ ökonomischer Wahrheit; es finden sich nicht viel mehr als „technische“ Lösungen für ein so fundamentales Problem. Die Darstellung optimaler Strategien für Gläubiger und Schuldner läßt schmerzlich eine empirische Interpretation vermissen; der Verweis auf Nettozahlungsströme (Abbildung 5.6, 220) vermag darüber hinaus auch kaum einen Geschäfts- oder Zentralbanker zufrieden zu stellen. Der lapidare Verweis, „den Ländern, die sich in einer Verschuldungskrise befinden, bleibt indes kaum ein anderer Ausweg, als ein Stabilisierungsprogramm durchzuführen . . .“, zeugt somit eher von der Schicksalsergebenheit mancher Ökonomen als von deren Verständnis für die — im vorliegenden Band nicht erörterten „weichen“ — Probleme der Entwicklungsländer.

Auch im Kapitel 6 kommt mehrmals der Gedanke, dieser Band sei als eine Einführung in die gesamte Volkswirtschaftslehre zu interpretieren. So ist die Diskussion um Wirtschaftsordnung und Wirtschaftspolitik in Entwicklungsländern in vieler Hinsicht essentiell für die Herausarbeitung möglicher Entwicklungswege. Wie so oft leidet aber der Inhalt an der allzu komprimierten Form der Darstellung.

Die Autoren unternehmen den begrüßenswerten Versuch, einen Ausschnitt aus dem Problembereich Entwicklungsökonomie theoretisch und empirisch aufzubereiten. Ihre Botschaft geht jedoch — und dies sicher nicht in ihrer Intention — in der Fülle an Information verloren. Somit scheint dieser Band kaum für einen Einstieg in die Problematik „Entwicklung“ geeignet zu sein, wohl aber als ein — für mehrere Bereiche wertvolles — „Nachschlagewerk“ für den fortgeschrittenen Leser. Mit der Bemerkung der Autoren zu Beginn des Bandes: „second editions provide room für second thoughts“, mag eine dritte Auflage daher wünschenswert sein: Entweder als Reorientierung des Inhalts und Konzentration z.B. auf internationalen Handel und Kapitaltransfer; oder — und dem Titel dann eher entsprechend — in Form einer Ausweitung des Inhalts (auch auf „weichere“ Bereiche) und Aufgliederung in zwei Bände. Weiterhin vermißt man in der deutschsprachigen Literatur eine problembezogene Einführung in die Ökonomie (und warum nicht — wo schon Multipolarisierung so oft angesprochen wird — Ökonomien) der Entwicklungsländer. Ein Grundstein ist jedoch gelegt.

M. Kostner

Rolf H. Gebauer

SOZIOÖKONOMISCHE DIFFERENZIERUNGSPROZESSE IN DER LANDWIRTSCHAFT DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Dimensionen, Determinanten, Implikationen

Volkswirtschaftliche Schriften, Heft 380, Verlag Duncker und Humblot,
Berlin 1988, 225 Seiten

Woraus leitet die praktische Agrarpolitik ihre Handlungsimperative ab? Auf welchem theoretischen Fundament basiert die Agrarpolitik der entwickelten Industriestaaten des ausgehenden 20. Jahrhunderts? Auf der Suche nach so etwas wie

„Agrartheorie“ ergibt eine Durchsicht der einschlägigen Literatur — im englischsprachigen Raum meist mit „Agricultural Economics“, im deutschsprachigen überwiegend mit „landwirtschaftlicher Marktlehre“ betitelt —, daß man als Agrartheorie im weitesten Sinne eine angewandte Mikroökonomik verstehen könnte.

Der landwirtschaftliche Betrieb, der bei Unterstellung von Gewinnmaximierung in den Bezugsrahmen der neuklassischen Unternehmenstheorie gestellt ist, bildet den wesentlichen Baustein und Ausgangspunkt der theoretischen Überlegungen. Wie aber erklärt sich aus dieser Perspektive die empirisch seit Jahren, ja Jahrzehnten feststellbare Tatsache, daß die landwirtschaftlichen Betriebe trotz unzureichender Faktorentlohnung ihren Faktoreinsatz nicht reduzieren, solcherart agrarsektorale Ungleichgewichte (Überschüsse) produzieren? Noch erklärungsbedürftiger ist die Frage, warum solche Ungleichgewichte keine theoriekonsistenten Anpassungsprozesse auslösen? Hier mündet die traditionelle „Agrartheorie“ in ein Dilemma, nämlich jenes der Unvereinbarkeit von theoretisch eindeutig deduzierbaren mit empirisch festzustellenden Handlungen landwirtschaftlicher Betriebe!

Um dieses Verhalten der landwirtschaftlichen Betriebe nicht als irrational — aus der Sicht der Wirtschaftstheorie — klassifizieren zu müssen, findet unter der Vielzahl der zur Auflösung dieses Widerspruchs vorgelegten Erklärungsansätze jener unter den Agrarökonomien großen Zuspruch, der für diese mangelhafte Anpassungsbereitschaft Marktversagen in niedrigen Opportunitätskosten und hohen Mobilitätshemmnissen von in der Landwirtschaft Beschäftigten ortet.

Die Konsequenz daraus für die Agrarpolitik: Je nach Gewinnung ihrer — primär ökonomisch orientierten — Ziele versucht sie mehr oder weniger durch die Beseitigung der Anpassungshindernisse, den Strukturwandel voranzutreiben, über höhere Agrarpreise die Einkommenssituation entwicklungsfähiger Betriebe zu verbessern und soziale Härten nicht überlebensfähiger Betriebe zu mildern (Dogma des Wachsens oder Weichens). Soweit die „mainstream“-Perzeption des Problems und die daraus abgeleitete Agrarpolitik.

In der hier vorliegenden, sehr aufwendig ausgeführten Studie „Sozioökonomische Differenzierungsprozesse in der Landwirtschaft der Bundesrepublik Deutschland“ — gemeint sind damit Änderungen in der Erwerbs- und Unterhaltsstruktur der landwirtschaftlichen Haushalte in der BRD — befaßt sich *Rolf Gebauer* zwar mit einem klassischen Forschungsgebiet der Agrarökonomik, verläßt jedoch den ausgetretenen Pfad herkömmlicher Untersuchungen, indem er die Entscheidungen landwirtschaftlicher Haushalte über die Aufnahme und den Umfang einer nicht-landwirtschaftlichen Erwerbstätigkeit — mithin ihre Anpassungsreaktionen auf geänderte gesamt- und sektoralwirtschaftliche Rahmenbedingungen — durch den Rekurs auf ein umfassenderes Haushaltsmodell auf ein theoretisch tragfähiges Fundament stellt und dieses empirisch umfassend belegt und prüft.

Gebauers Ansatz ist die Frucht „des Unbehagens mit den bisherigen, zum Teil auch konfligierenden Hypothesen, die zwar für sich genommen jeweils gewisse Plausibilitäten reklamieren, nicht aber zu einer umfassenden Theorie sektoraler Anpassungsprozesse verdichtet werden können“ (163). Auch ist die Schwierigkeit und Komplexität des nicht monokausal faßbaren Problems für *Gebauer* kein Argument für eine eher zur Deskription Zuflucht nehmende Agrarforschung, die es

bislang verabsäumt hat, das Problem im adäquaten Rahmen zu fassen und eine tragfähige Untersuchungseinheit zu identifizieren.

Als Ausgangspunkt seiner Überlegungen wählt *Gebauer* den landwirtschaftlichen Haushalt. Bei der Begründung für die Wahl dieser Untersuchungseinheit als zentralen Baustein einer umfassenden Theorie, die die sektoralen Anpassungsprozesse befriedigend zu erklären vermag, offenbart sich ein, aus den historischen Bedingungen erklärbarer Trugschluß der Agrarökonomik, nämlich, von der tatsächlichen Identität von Haushalt und Betrieb, von Produktionsmitteleigentümer, Produzenten und Konsumenten in der Landwirtschaft auf die Adäquanz der Unternehmenstheorie als Erklärungsmodell für das Verhalten landwirtschaftlicher Haushalte zu schließen.

Hingegen eröffnet der Rekurs auf den nutzenmaximierenden Haushalt, der seine Ressourcen (Arbeitsangebot) entsprechend dem Opportunitätskostenkalkül (relative Preise) unter Beobachtung bestimmter Restriktionen im landwirtschaftlichen und im außerlandwirtschaftlichen Bereich alloziert, ein theoretisch umfassendes und solides, mit empirischen Beobachtungen im Einklang stehendes Erklärungskonzept.

„Die theoretische und empirische Analyse der sektoralen Anpassungsprozesse der Landwirtschaft erfordern somit ein neues Koordinatensystem, in dessen Mittelpunkt der landwirtschaftliche Haushalt als problemadäquate Bezugs-, Analyse- und Darstellungseinheit steht“ (20).

Der haushaltstheoretisch fundierte Erklärungsansatz für das Verhalten von Wirtschaftssubjekten im Agrarsektor geht auf den russischen Agrarökonom *Alexander Tschajanow* zurück, dessen grundlegendes Werk „Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft“ 1923 in deutscher Sprache erschienen ist. Lange Zeit von Agrarökonomien nicht entsprechend gewürdigt, wird *Tschajanow* in letzter Zeit größeres Interesse entgegengebracht, was auch die Neuauflage seines Werkes im Campus Verlag zu bestätigen scheint¹⁾. Um die formale Ausarbeitung und Verfeinerung dieses Ansatzes auf der Grundlage eines Einkommen-Freizeit-Ansatzes haben sich jüngst *Singh*, *Squire* und *Strauss* besonders verdient gemacht²⁾.

Ganz in der tradierten Vorstellung der Identität von Haushalt und Betrieb befangen ist auch die empirische Erhebung der Einkommen landwirtschaftlicher Haushalte. Nicht das Gesamteinkommen des landwirtschaftlichen Haushalts gilt als relevant für seine Einkommenssituation, sondern ausschließlich jene Einkommen, die der Haushalt im landwirtschaftlichen Betrieb erzielt. Resultat dieses Erhebungsmodus ist die Tatsache, daß die Einkommenssituation der landwirtschaftlichen Haushalte signifikant unterschätzt wird. Dies ist von folgenschwerer Tragweite, zumal sich bei Einbeziehung aller Faktorentlohnungen eines landwirtschaftlichen Haushalts, also auch jener, die die Faktoren im nicht-landwirtschaftlichen Bereich realisieren, die Auffassung von überproportionalem Faktoreinsatz in der Landwirtschaft bei gleichzeitig unterproportionaler Faktorentlohnung als Erhebungsfehler entpuppt: Das Ungleichgewicht im Agrarsektor wird zur Mär. Konse-

¹⁾ *Alexander Tschajanow*, Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft; mit einer Einleitung von *Gerd Spittler*; Campus Verlag, Frankfurt/New York 1987.

²⁾ Vgl. *I. Singh*, *L. Squire*, *J. Strauss*, Agricultural Household Models: Extensions, Applications and Policy, Johns Hopkins University Press, Baltimore 1986.

quenz für die Agrarpolitik: Einkommenspolitische Transfers in den Agrarsektor entbehren einer stichhaltigen Begründung.

Solcherart beginnt *Gebauer* seine Untersuchung mit der Einführung in den Problemzusammenhang, der knappen Darstellung der Defizite bisheriger theoretischer Erklärungsansätze wie auch der empirischen Erhebungsverfahren in einem einleitenden Abschnitt (11 ff.) und legt damit Ziel und Methodik seiner Studie fest. Im 2. Kapitel (25 ff.) folgt die Darstellung eines einfachen, statischen, leicht modifizier- und erweiterbaren Arbeitsangebotsmodells, das die Arbeitsangebotsentscheidungen der Haushalte als Problem der optimalen Zeitallokation faßt und in Abhängigkeit bestimmter Einflußfaktoren wie der Ressourcenausstattung, der Höhe und Struktur landwirtschaftlicher wie nicht-landwirtschaftlicher Einkommensmöglichkeiten diskutiert. Weitaus schwieriger gestaltet sich die in Kapitel 3 (57 f.) vorgestellte Operationalisierung dieser Arbeitsangebotstheorie in ökonomische Modelle, die der „Identifikation und vor allem der quantitativen Bewertung der Bestimmungsfaktoren für die Aufnahme und den Umfang einer nicht-landwirtschaftlichen Erwerbstätigkeit durch Mitglieder landwirtschaftlicher Haushalte“ (70) dienen.

Auch stellt *Gebauer* ein sozioökonomisches Klassifikationsschema vor, welches die Enge der gebräuchlichen Unterscheidung von im Haupt-, Zu- oder Nebenerwerb geführten Betrieben sprengt. Haushalte „mit einem weitgehend ähnlichen sozioökonomischen Status (werden) zu größeren, in sich jeweils relativ homogenen Gruppen“ (82) zusammengefaßt, wobei als dominantes Abgrenzungskriterium die Anzahl der nicht-landwirtschaftlich beschäftigten Mitglieder eines landwirtschaftlichen Haushaltes bei besonderer Gewichtung des Haushaltsvorstandes gewählt wurde. Sinn und Zweck dieses Klassifikationsschemas ist vor allem die Erleichterung der Erfassung, Darstellung und Interpretation der strukturellen Veränderungen im Agrarbereich sowie der Vorteil in bezug auf „die Konzeption, Implementation und Kontrolle agrarpolitischer Maßnahmen“ (82).

Schließlich werden im 4. Kapitel (99 ff.) die materiellen Ergebnisse dieser sehr aufwendig geführten, auf Mikrodaten (Aufzeichnungen landwirtschaftlicher Haushalte) wie auf Makrodaten (aus der sektoralen volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung) basierenden Studie verbal und in vielen Tabellen anschaulich dargestellt und interpretiert.

Einmal belegen die vorgestellten Daten die — von der amtlichen Agrarstatistik vielfach unterschätzte — doch erhebliche Bedeutung der Erwerbs- und Einkommenskombinationen im landwirtschaftlichen Sektor der Bundesrepublik Deutschland. Die Daten lassen aber auch eindeutig erkennen, daß „die dominante Anpassungsstrategie landwirtschaftlicher Haushalte an Veränderungen landwirtschaftlicher und nicht-landwirtschaftlicher Rahmendaten“ darin besteht, „neben dem Versuch, die Einkommenskapazität des landwirtschaftlichen Unternehmens zu vergrößern“ (164), eine nicht-landwirtschaftliche Erwerbstätigkeit aufzunehmen.

Als Bestimmungsgründe für diese Anpassungsreaktionen wurden „neben den ökonomischen Variablen zur Kennzeichnung der Einkommen aus Nichterwerbstätigkeit sowie aus landwirtschaftlicher und nicht-landwirtschaftlicher Erwerbstätigkeit auch soziodemographische Charakteristika wie Alter, Geschlecht, Ausbildung, Familienstand“ (165) in den entsprechenden ökonomischen Schätzmo-

dellen berücksichtigt. Dabei erweist sich bei fast allen Modellvarianten und auch wenig überraschend jene Variable als prädominanter Einflußfaktor, die die Einkommens- und Beschäftigungsmöglichkeiten des landwirtschaftlichen Unternehmens abbildet.

Nicht diese an sich einleuchtenden, das theoretische Erklärungsmodell bestätigenden Ergebnisse verdienen besondere Beachtung. Sie sind insoferne jedoch von fundamentaler Bedeutung, als sie — bei Zugrundelegung dieses umfassenden Haushalts-(Arbeitsangebots)modells und Einbeziehung aller, dem landwirtschaftlichen Haushalt aus seinen Faktoreneinsätzen zufließenden Einkommen — der bislang dominierenden These der Immobilität der Faktoren in Agrarsektor widersprechen, die Bedeutung der dafür immer wieder ins Treffen geführten „subjektiven“ Faktoren beträchtlich schmälern, ja die behaupteten agrarsektoralen Ungleichgewichte an sich entschieden in Frage stellen. Die Ergebnisse dieser Studie zeigen, daß — bei Berücksichtigung des Haushaltszusammenhangs — die Entscheidungen über die Aufnahme und den Umfang einer nicht-landwirtschaftlichen Erwerbstätigkeit „durchaus rational (im wirtschaftstheoretischen Sinne) erklärt werden können und einen weitgehend von objektiv meßbaren Faktoren determinierten Kalkül folgen“ (165).

Des weiteren wird deutlich, daß landwirtschaftliche Haushalte sehr flexibel und allenfalls zeitverzögert „auf Änderungen von Rahmenbedingungen durch entsprechende Reallokation des Faktoreinsatzes (Arbeitsangebots) reagieren“ (141).

So betrachtet, wird der in den letzten Dekaden vor sich gegangene, rasante und noch immer vor sich gehende Strukturwandel nicht als Phänomen besonders persistenter agrarsektoraler Ungleichgewichte, sondern als überzeugender Beweis der hohen Anpassungsbereitschaft und -flexibilität der (Arbeits-)Ressourcen landwirtschaftlicher Haushalte gelten müssen. Welche Konsequenzen daraus für die Agrarpolitik zu ziehen sind . . .

F. Stocker

Gisela Tölle

ZWISCHEN KRAL UND WOLKENKRATZER

Kenia sucht seinen Weg in die Zukunft

Herder Taschenbuchverlag, Freiburg im Breisgau 1989, 160 Seiten

Kral, das ist ein kreisförmiges afrikanisches Dorf. In Kenia ist es oft von Wolkenkratzern umgeben. Dieses Nebeneinander gab der Autorin den Anstoß zum Titel für ein Buch über ihre Eindrücke von diesem Land. Wenngleich viele persönliche Begebenheiten im Vordergrund der Ausführungen stehen, so läßt sich doch viel Wissenswertes über dieses afrikanische Land erfahren. Geschichte, Politik, Wirtschaft, familiäre Bindungen (samt Polygamie!), Zusammenleben von Völkern, Berührung mit Religion, Bildungswesen und nicht zuletzt Frauenprobleme werden in interessanter Weise aufgerollt. Das Nebeneinander von Tradition und Moderne kommt immer wieder zur Sprache, es ist gekennzeichnet durch die Haltung der Einwohner: Das Gros der Menschen nimmt den Fortschritt nur mit Einschränkungen an, steht ihm kritisch und distanziert gegenüber (11).

Was die jüngste Geschichte Kenias betrifft, so hebt die Autorin hervor, daß in Kenia die Mau-Mau-Bewegung die erste Gewaltanwendung der Schwarzen gegen die weiße Vorherrschaft in größerem Ausmaß war. Nun sind die Motive dieser Bewegung seit der Erlangung der Unabhängigkeit Kenias im Jahre 1963 hinfällig. Die führenden Köpfe werden heute nicht verfolgt, erfreuen sich aber auch keiner besonderen Hochschätzung. Die Autorin wirft hier die Frage der Vergangenheitsbewältigung auf. Unbewältigte Vergangenheit? Vielleicht gerade eine bewältigte.

Die politische Entwicklung Kenias ist durch eine bemerkenswerte Stabilität gekennzeichnet. Man kann gewiß nicht von einer Demokratie nach westlicher Auffassung sprechen, ist es doch ein Einparteiensstaat. Ausländische Politiker haben aber den Regierungsstil als „wohlwollende Diktatur“ bezeichnet (76). Die Kontakte mit den Völkern der weißen Rasse erweisen sich als nützlich, die unterschiedlichen Religionsbekenntnisse stören kaum, das Bildungswesen ist im Aufschwung, Gesundheit für alle im Jahre 2000 ist ein Programm der Weltgesundheitsorganisation. Hier setzt sich die Erkenntnis durch, daß die wissenschaftliche und die traditionelle Medizin voneinander profitieren können (117). Auch die Weltgesundheitsorganisation empfiehlt die Zusammenarbeit von traditioneller und moderner Medizin (134).

Die wirtschaftlichen Probleme Kenias sind freilich beachtlich. Ein gewaltiger Problembereich ergibt sich bereits aus der anhaltenden Verstädterung. Nairobi hat schon eineinhalb Millionen Einwohner (62). Nicht minder sind die Probleme, die sich aus dem Touristenstrom ergeben, jährlich kommen etwa eine halbe Million ausländische Touristen nach Kenia (107). Immerhin lebt man in Kenia relativ angenehm und billig, auch nach Erlangung der Unabhängigkeit blieben dort ehemalige Kolonialbeamte, Firmenvertreter, Siedler und Viehzüchter (151).

Die Autorin hebt die Bestrebungen hervor, die Traditionen nicht untergehen zu lassen. Sie zitiert in diesem Zusammenhang den ersten Präsidenten Kenias: „Ein Volk ohne eigene Kultur ist verloren, denn es weiß weder, woher es kommt, noch wohin es geht“ (58).

A. Rosenfeld

Andrea Komlosy

AN DEN RAND GEDRÄNGT

Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Oberen Waldviertels

Hg.: Verein Kritische Sozialwissenschaft und Politische Bildung, Verlag für Gesellschaftskritik, Wien 1988, 349 Seiten

Ihren ausgeprägten Sinn für Systematik verbindet die Autorin mit der Akribie der gelehrten Historikerin. Darüber hinaus hat sie ihre Wahlheimat, das schöne „Obere Waldviertel“, einfach gern und erleidet auch heftig selber die Unbill, welche einer einfachen und im großen und ganzen wohlgesinnten Bevölkerung seit dem Beginn der Industrialisierung aus volkswirtschaftlichem Unvermögen der jeweils Regierenden angetan wurde. Daß dies heute immer noch, ja verschärft geschieht, weil die um die „Region“ teils ehrlich, teils nur um ihres Renommées willen bemühten Bundes-, Landes- und Gemeindepolitiker samt ihren Beratern die

Ambivalenz ihrer „Förderungsmaßnahmen“ nicht in Erwägung ziehen. Dies rief in Frau *Dr. Komlosy* weit über die neutralen wissenschaftlichen Ambitionen hinausstrebende politische Impulse hervor, so daß der Rezensent den Eindruck gewann, der Geltungsbereich ihres gezielten Resümees („Anstelle eines Ausblicks“) sollte, statt „Im Waldviertel und anderswo“ (298) wohl genauer heißen: „und in der seit 1945 verzweifelt ähnlich peripherisierten 3. Welt“!

Lassen wir sie aber am besten zunächst selber zu Worte kommen, um ihre Absichten hinsichtlich dieses so konzentrierten, mit hunderten Anmerkungen belegten und von einem übersichtlichen Tabellenanhang gefolgten Textes zu erfahren.

Sie schildert im Vorwort den gegenwärtigen Stand der gesamtösterreichischen Entwicklung folgendermaßen: „Die Dynamik des industriellen Wachstumsprozesses hat zu einer ungeheuren Zentralisierung von Produktion und Verwaltung in den großen Städten und Industriegebieten geführt und die Überagglomeration bis an die Grenzen der industriellen und gesellschaftlichen Belastbarkeit vorangetrieben. Während die Städte von zunehmender „Unwirtlichkeit“ geprägt sind, schreitet die Entleerung peripherer Regionen bis hin zur Verödung ganzer Landstriche unaufhaltsam voran . . . Parallel zur Entfremdung im Produktionsprozeß und zur Marginalisierung weiter Bevölkerungsschichten wächst das Bedürfnis nach sozialer Verwirklichung im Rahmen einer gerechten und überschaubaren Wirtschaft . . . Mein Interesse gilt den sozialen Kosten der kapitalistischen Industrialisierung, die die Möglichkeit eigenständiger Regionalentwicklung behindert hat.“

Dem gehäuften Anmerkungsteil und einem 17seitigen Literaturverzeichnis ist zu entnehmen, daß die Verfasserin sich außer auf die obligaten Struktur- und Entwicklungskonzepte und -pläne des Amtes der niederösterreichischen Landesregierung, des Bundeskanzleramtes, der zuständigen Ministerien und Kammern, der Raumordnungsinstitute IIR und ÖIR, der wohlgemeinten, aber leider stets nur fragmentarisch wirksam gewordenen privaten Initiativen wie derjenigen des ehemaligen niederösterreichischen Kammeramtsdirektors *Hans Litschauer*, der Forschungsberichte von *Josef Krammer*, *Klaus Arnold*, *Karl Bachinger*, *Gertrud Baumann*, *Heinrich Rauscher* u. a., auch auf bedeutende theoretische Vorarbeiten wie die weltwirtschaftlichen Aspekte von *A. G. Frank* und *Volker Fröbel* und vor allem auf die entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungen des bedeutenden *Dieter Senghaas*, aber auch auf *Ivan Illichs* aufrüttelnde Aufsätze und Bücher stützte.

Auch von *Marx*, *Lenin*, *Kautsky* ist die Rede, aber *Komlosys* so gründlich von den überkommenen euphorischen Ideologien enttäuschter Generationen entspricht wohl sehr die wissenschaftlich-nüchterne Distanzierung von ihnen, wie z. B. die folgende: „Während Kautsky und seine Nachfolger Haushalt und landwirtschaftliche Kleinbetriebe als „vorkapitalistische Relikte“ betrachteten . . ., gehe ich vom konstitutiven Nebeneinander der verschiedenen Produktionsverhältnisse aus (6,44). Ein so weises aus 250 geschichtsträchtigen Jahren kritisch abgezo- genes Resümee erscheint natürlich marxistischen Dogmatikern wie kapitalistischen Praktikern als reiner Unsinn!

Es sind nun einige Schlüsselbegriffe aus dem allgemeinen Diskurs um das Waldviertelproblem herauszuheben, auf die *Andrea Komlosy* häufig zurückgreift, so vor allem also die „regionale Peripherisierung als Prozeß der wachsenden Abhängigkeit wirtschaftlich benachteiligter Regionen vom Zentrum“. Wodurch wurden und werden diese Regionen „an den Rand gedrängt“ bzw. „peripherisiert“?

„Kleinräumige regionale Verflechtung kennzeichnete die Wirtschaft des Waldviertels im 18. Jahrhundert“, so beginnt ihr plastischer Lagebericht. „Die Verschränkung landwirtschaftlicher und gewerblicher Produktion im ganzen Haus ist ein allgemeines Merkmal ländlicher vorindustrieller Produktion. Für das Waldviertel stellt sie, seiner besonders schwierigen landwirtschaftlichen Produktionsbedingungen wegen, eine unbedingte Notwendigkeit dar“ (117).

Es folgt die ausführliche Beschreibung jener vielen gewerblichen Produktionen, die als wichtiger Nebenerwerb zunächst in den bäuerlichen Betrieb voll integriert waren und die ländliche Sozialstruktur hierarchisch-patriarchalisch verfestigten, später aber einem zunehmenden Trend zur Verselbständigung folgten, dessen organisatorisches Gerüst das „Verlagswesen“, also ein gewinnmaximierender Zwischenhandel erstellte. *Komlosy* bezeichnet diese Übergangszeit bereits als „Protoindustrialisierung.“

Dieses Verlagswesen, etwa im Textilbereich, erlaubte dem Handelskapital die „Realisierung von Extraprofiten“; volkswirtschaftlich gesehen war es aber ein Wertetransfer vom Lande zur Stadt, d. h. von der „Peripherie“ zum „Zentrum“. — Auf den Einfall, diesen Profit durch die Gründung von Genossenschaften, wenn schon nicht im „ganzen Haus“, so doch im „Dorf“ festzuhalten, war damals niemand gekommen. Weil die häuslichen Warenproduzenten ihre Subsistenz quasi kostenlos im Schoße der Familie gewährleistet hatten und nicht einkalkulierten, „lagen Löhne und Preise stets weit unter dem tatsächlichen Wert der erbrachten Leistungen“ (16).

Einseitige politisch-rechtliche Veränderungen schufen dann in Österreich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, besonders aber unter *Maria Theresia* und dem reformfreudigen *Josef II.*, die Voraussetzungen für einen ungehemmten kapitalistischen Industrialisierungsprozeß. Damit begann nun für das Obere Waldviertel das unvorhergesehene grausame Schaukelspiel der industriellen Zweigwerke-Strategie, d. i. das periodische Vortreiben abhängiger Betriebsteile vom Zentrum ins „Billiglohnland“ und des prompten Zurückfallens derselben in die Ausgangslage bei Konjunkturschwankungen; dann allerdings verbunden mit Stilllegungen von Zweigwerken, Abwandern von Höherqualifizierten in die Städte — das Pendlerunwesen —, kurz mit all den Nachteilen einer sozialen Instabilität, ja Desorganisation, oder wie zwei weitere Schlüsselworte es drastisch markieren, mit der „Auslagerung“ eines zur „marginalen“ Region herabgedrückten, einst zwar nicht reichen, dafür aber sozial ausgewogenen, in sich selber zentriert gewesenen österreichischen Grenzgebietes.

Daß 1918 das Waldviertel auch noch politisches Grenzland gegenüber der neuentstandenen CSR wurde, verschärfte die wirtschaftliche Notlage, rief diese aber keineswegs erst hervor. Vielleicht weckte diese neue Optik allerdings erst jene nationalen Impulse im Lande, die vom Anschluß Österreichs an Deutschland einen Ausweg aus der regionalen Sackgasse versprachen, und die dann, als dieser versperrt blieb, von Wien her die Rettung vor einer weiteren Auspowerung ihrer Heimat erwarteten. Es ist nun äußerst tragisch zu sehen, wie viele in ihrer Absicht löbliche, in ihrer unbedachten Ambivalenz letztlich unwirksame, ja schädliche Initiativen — man denke allein an das wunderwirkensollende Bahnprojekt und seine tatsächlich kontrakonstruktiven Auswirkungen, an viele blinde Industrieförderungen, wobei es vorgekommen sein soll, daß ein „geförderter“ Ausländer an der

gekauften neuen Maschine seinen Gewinn machte und die versprochenen 8000 neuen Arbeitsplätze ein Traum blieben — einfach stecken geblieben sind. Von all diesen großen Plänen kann man lernen, vorausgesetzt, daß man nicht noch immer „das Allheilmittel in der Investorenwerbung“ sieht.

Andrea Komlosy hat alle bisherigen Projekte studiert und keines ganz verdammt. — Aber lassen wir ihr selbst das Schlußwort: „Die Peripherisierung des Waldviertels ist also weder Ergebnis der Grenzlage noch der letzten Wirtschaftskrise. . . . Sie ist Resultat eines langsamen, zähen unspektakulären Niedergangs, der das Waldviertel seit seiner Integration in den kapitalistischen Weltmarkt erfaßt hat. „Nur“ eine gesamtgesellschaftliche Strategie, die der Politik der Weltmarktintegration eine bedürfnis- und binnenmarktorientierte Wirtschaftsplanung entgegengesetzt . . . wird sich auf das Ziel „eigenständiger Regionalentwicklung zubewegen“ (288 f.).

E. Kittel

Bruno Kreisky

IM STROM DER POLITIK

Der Memoiren zweiter Teil

Verlage Siedler und Kremayr & Scheriau, Berlin-Wien 1988, 430 Seiten

Genugtuung über weitgehend erfülltes Leben, so kann man den Ton charakterisieren, in dem *Bruno Kreisky* den zweiten Teil seiner „Memoiren“ abgefaßt hat. Er umfaßt im besonderen die Zeit zwischen 1955 und 1971, jedoch mit zahlreichen Bezügen auch bis in die jüngste Zeit. Ausgewogen erscheinen seine verschiedenen Urteile wie etwa über die Juden oder auch die ÖVP-Aleinregierung.

Eine Art Synthese zwischen Idealvorstellungen und realistischer Nüchternheit klingt an, wenn es z. B. heißt: „Mein ganzes Leben bin ich ein engagierter Mensch gewesen, der sich nicht einfach damit abfinden wollte, am Wochenende sich in einen kleinen Schrebergarten zu verkriechen und dort seinem Hobby zu frönen. Ich wollte immer dort sein, wo etwas geschieht, ganz gleich ob dort Unrecht bekämpft oder Recht verteidigt werden mußte“ (141). Dem steht eine andere nicht minder typische und wohl auch etwas bittere Feststellung gegenüber, indem er meint: „Ich bin ein grundsätzlicher Anhänger des Selbstbestimmungsrechtes, aber die Forderung des Selbstbestimmungsrechtes in Europa hat heute keinen realpolitischen Hintergrund mehr. Den Deutsch-Böhmen und Schlesiern, den Esten, Letten und Litauern, Ukrainern, Rumänen, den Basken und den Korsen, ihnen allen gerecht zu werden, würde ein Chaos herbeiführen, an dem auch sie selbst nicht interessiert sein können“ (159).

Erörterungen von Ereignissen bis in die jüngste Zeit beziehen sich insbesondere auf Persönlichkeiten, die in den letzten zwei Jahrzehnten stärker hervortraten: *Waldheim*, *Reagan* und *Thatcher* sind Gegenstand — von z. T. nicht gerade freundlichen — Beurteilungen. Nachhaltig vertritt *Kreisky* auch die Forderung zu striktem Festhalten an Österreichs Neutralitäts- und Staatsvertragsverpflichtungen, speziell im Zusammenhang eines möglichen EG-Beitrittes (173 ff); dabei liegt ihm die friedliche Weiterentwicklung Österreichs besonders am Herzen.

Unter der Vielzahl behandelter Themen finden sich auch gewisse zu korrigierende bzw. zu Kritik herausfordernde Urteile und Bemerkungen. So etwa ist kaum nachvollziehbar, daß es keinen Kölner Dom gegeben habe, als *Adenauers* große Zeit begann (28); unrichtig ist es weiters, von zwei „Österreichern“ — nämlich *Otto von Habsburg* und *Jiří Pelikan* — im Europarat statt im EG-Parlament zu sprechen (251). Bei Aufzählung seiner Auslandsreisen 1953—1970 (413) fehlt jene nach Genf und Bern im März 1955, wo wichtige Vorverhandlungen für den Abschluß des Staatsvertrages und die Neutralitätserklärung Österreichs geführt wurden. Kritisch bliebe auch zu betrachten, wenn *Chruschtschow* und *Thompson* (damaliger US-Hochkommissar in Wien) als die beiden apostrophiert werden, denen wir insbesondere den Staatsvertrag zu verdanken hätten (73), wobei man denn doch zumindest Kanzler *Raab* vermißt, dem *Kreisky* aber an anderer Stelle Anerkennung zollt (363 f.)

Zu *Waldheim* meint *Kreisky*, daß dieser spätestens bei seiner Kandidatur für die Bundespräsidentschaft die volle Wahrheit über seinen Lebensgang hätte bekanntgeben müssen (379), wozu sich immerhin jedoch die Frage aufdrängt, ob — und wie — diese im gegebenen Umfeld auch als solche gewertet bzw. verstanden worden wäre.

Wer sich für die österreichische Politik und deren internationale Verflechtungen der Nachkriegszeit interessiert, wird an *Kreiskys* Memoiren nicht vorbeigehen können. Man wird seiner Persönlichkeit wie auch seiner immer wieder durchklingenden Toleranz gegenüber vielen politisch Andersdenkenden Achtung zollen müssen. Das Buch fordert mit seinen Stellungnahmen zugleich auch zu eigener Meinungsbildung und kritischem Nachdenken heraus.

A. Rosenfeld